

„Wer zuletzt lacht ...“ wissenschaftliche und professionelle Identität in der Sozialen Arbeit

Prof. Dr. Wolfram Fischer
Universität Kassel, Institut für Sozialwesen

Vortrag auf der Fachtagung
„Von der allmählichen Verfertigung des Selbst beim Sprechen von sich ... Beiträge zur Identität und Profession der Sozialen Arbeit“
Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein
und Förderverein Sozialwesen,
Mönchengladbach 8. Juli 2011

Es ist schon eine Weile her, mindestens zweieinhalb tausend Jahre, als Thales von Milet (624-546), einem der ersten Vorsokratiker, ein Ungeschick passiert. Beim Beobachten der Sterne, hin und hergehend, den Blick nach oben gerichtet, fällt er in eine Grube – in eine Tiergrube oder in einen trocken gefallenen Brunnen. Eine Magd, sie kam aus Thrakien, wo man eher rau, praktisch aber gutmütig veranlagt war, diese Thrakerin lacht ihn, den berühmten Philosophen, daher aus:

„Du willst wissen, was am Himmel vor sich geht, siehst aber nicht einmal, was vor deinen Füßen liegt.“

Sie meint, es ist besser, den Blick auf die Erde zu richten, als sich in Spekulationen und nutzlosen Beobachtungen zu verlieren.

Dieses Gelächter einer selbstbewussten pragmatischen Haltung klingt sozusagen durch die Jahrhunderte und ist in vielen Spielarten einer Theorieverachtung und Intellektuellenschele bis in die Gegenwart zu beobachten. Die Alltagspraxis lacht gerne über die aus ihrer Sicht weltfremde Theorie, weil sie selbst anders tickt. Andererseits: die philosophische Tradierung der Anekdote, über Sokrates – Platon bis heute will ja gerade nicht die schadenfrohe Magd und das pragmatische Denken, sondern die zweckfreie Beobachtung, die Theoriearbeit ins Recht setzen.

Was ist nun richtig? oder: auf welche Seite wollen wir uns schlagen, damit wir zuletzt lachen, weil man dann bekanntlich am besten dran ist?

Auf die Seite der selbstverständlichen unreflektierten Praxis, die über die Theorie lacht oder auf die Seite der Theorie, die trotzig ihr Recht behauptet, auch wenn sie mal in eine Grube fällt und im Vorgriff auf irgendeinen späteren möglichen Nutzen mitteilt: Wer zuletzt lacht am besten. Beides ist ja eigentlich problematisch. Die unbegriffene Praxis, die sich nur an der eigenen Pragmatik und ihren Erfolgskriterien misst, hat einen Stolz, der schnell ins Wanken kommt, wenn man das Selbstverständliche und Eingefahrene hinterfragt – etwa im Krisenfall. Der Hochmut einer Theorie, die sich der Praxis enthält, kommt vor dem sprichwörtlichen Fall in die Bedeutungslosigkeit, denn was sich nicht in der Menschen Welt bewährt, fällt zurück auf die, die glauben ohne die handelnden, leidenden und hoffenden oder sich verirrenden Menschen auszukommen.

Über diese Spannung will ich heute mit Ihnen nachdenken. Die meisten von Ihnen haben als Absolventen eines akademischen Studiums der Sozialen Arbeit, das Sie für den Weg in die berufliche Praxis qualifizieren sollte, eben diesen Weg nunmehr des längeren beschritten. Sie sind akademisch gebildete, theoretisch voreingestellte Praktiker. Sie gehören damit, wie der Soziologe sagt, zu den helfenden Professionen und haben erwartbar eine *professionelle Identität* erworben.

Ich bin mir nicht sicher, ob Sie das selbst auch so sehen. Vielleicht spüren Sie sogar ihre professionelle Identität, befürchten aber, dass andere Professionelle – etwa Psychologen, Ärzte, Juristen - Sie eben nicht in dieser Identität als Professionelle der Sozialen Arbeit wertschätzen und anerkennen.

Das wäre dann ungefähr so wie bei dem Patienten, dem der Psychiater in mühevollen Therapiesitzungen vermittelt hatte, dass er keine Maus sondern ein Mensch ist, der aber bei der ersten Begegnung mit einer Katze sofort wieder kapitulierte und schreiend zum Therapeuten zurück rannte: Ich weiß, wer ich bin, aber weiß es auch die Katze? Ich weiß, was ich als Sozialarbeiter kann, aber wissen es auch die anderen Professionellen im Team?

Eine solche nur gefühlte Identitätskonstruktion ist nicht zum Lachen, sondern wirklich tragisch, weil sie das notwendige Zusammenspiel von Selbstbild und Fremdbild nicht sieht oder wenig dazu beitragen kann, dass es zu einer übereinstimmenden Wahrnehmung beider Seiten kommt.

Ich will im folgende dieses Bild einer zweigeteilten Welt – hie die Wissenschaft und Theorie, da die Praxis – übermalen und ihm widersprechen. Es bestehen mehr offene und untergründige Zusammenhänge, als man in dem jeweiligen Spott der einen Seite über die andere vermutet. Noch stärker, die beiden, Wissenschaft und berufliche Praxis gehören unabdingbar zusammen, und zwar unabhängig davon, ob man das wahrhaben will oder nicht. Darüber hinaus ist zu erwarten, dass eine genauere Bestimmung dieses Zusammenhangs und seiner Wirkmechanismen sowohl zum Wohle der beruflichen Praxis wie zum Wohle der Wissenschaft in der Sozialen Arbeit und der akademischen Ausbildung zu den Berufen der Sozialen Arbeit Erhebliches beiträgt. Ja, ein tieferes Verständnis der Sozialen Arbeit als helfender Profession und ihre Fortentwicklung bedarf dieser wechselseitigen Bezugnahme von Wissenschaft und Praxis.

Ich spitze das Ganze zu auf die Frage der professionellen Identität, weil ich glaube, dass sie wirklich beide Seiten vereint und weil ich glaube, dass sie dringend verbesserungsbedürftig ist. Die Professionelle Identität der Sozialen Arbeit ist meiner Einschätzung nach generell schlechter als sie sein müsste und macht sich gegenüber anderen Professionen klein. Die Rede von der „bescheidenen Profession“ hat den Berufs- und Handwerksstolz nicht gefördert. Allerdings bestehen möglicherweise auch unrealistische

Vorstellungen, was das überhaupt sein kann, eine gelungene professionelle Identität. Zu all diesem will ich Sie in zugespitzten Thesen zum Nachdenken und miteinander Sprechen einladen. Soweit ich den heutigen Tag verstehe, geht es ja genau darum.

Ich behaupte im Duktus meiner Einleitung nämlich generell, *die professionelle Identität der Sozialen Arbeit lacht am Ende, und damit lacht sie am besten.*

1. These:

Auf dem Weg vom helfenden Beruf zum akademisch ausgebildeten Sozialarbeiter und Sozialpädagogen wurde nur „anprofessionalisiert“ und „vermännlicht“. Die akademische und berufliche Sozialisation hat nicht gereicht, um eine volle professionelle Selbst-Identität zu vermitteln. Sie ist vielleicht da, wird aber nicht gefühlt und nicht vorstellig gemacht.

Ich wähle einen historischen Einstieg und erinnere daran, dass es in der Geschichte der Profession eine relativ junge Errungenschaft darstellt, dass soziale Arbeit an akademischen Einrichtungen – also Fachhochschulen oder Universitäten - vermittelt wird. Ein kurzer Blick auf die letzten hundert Jahre, zeigt, wie sich einerseits ein christlich-karitatives, am mütterlichen Helfen orientiertes Berufsbild, andererseits ein an staatlichen Interessen und (gesundheits-) polizeilichen Aufgaben ausgerichtetes Berufshandeln, das sich unmittelbar als Lösungswissen für Notlagen und Kontrollreglement ausgebildet hatte, im Deutschland des zweiten Drittels des 20. Jahrhunderts veränderte. Die bis dahin in praktischen Unterweisungen an Fachschulen erworbenen Kenntnisse wurden als nicht mehr ausreichend angesehen und seit Mitte der 60er, vollends anfangs der 1970er Jahre wurde die Ausbildung von Sozialarbeitern voll akademisiert, sie wurde an Fachhochschulen und einzelne Universitäten verlegt. Aus der bislang dominierenden Vermittlung von handlungsnahem Fachwissen wurde Vermittlung wissenschaftlicher Konzepte, Methoden, und Wissensbeständen; aus Rezeptwissen wurde – wenn es gut gelang – Reflexionswissen.

Diese nur gut vier Jahrzehnte zurückliegende Akademisierung brachte unter anderem eine Distanzierung von der Praxis, ja eine Kluft zwischen akademischer Ausbildung und beruflicher Praxis. Dies ist, wie uns die Berufssoziologie lehrt für *alle* Professionen typisch. Gerade in einer gelungenen professionellen Sozialisation wird diese Kluft aber aufgehoben in einer professionellen Identität. Man kann es auch anders herum sagen: Die professionelle Identität verbindet und versöhnt die vom Handlungsdruck freie Reflexion mit einer tagtäglichen beruflichen Praxis in den Niederungen menschlicher Hilflosigkeit, sozialer Not und Lebensweisen, die nicht „passen“.

Solange die Fachlichkeit einer Berufsausbildung das Fundament des Handelns war, gab es kein Identitätsproblem der Positionsträger. Die Soziale Arbeit versuchte – meist aus ethischer oder religiöser Motivation - Hilfe in schwierigen Lebenslagen zu leisten und bezog daher ihre berufliche Zufriedenheit. Jetzt aber, - also vor rund 40 Jahren – war unklar: Wie sollte

man sich zur Wissenschaft positionieren? Ja, *welcher* Wissenschaft denn überhaupt, eine Wissenschaft der Sozialen Arbeit gab es nicht. Welche wissenschaftlichen Disziplinen wollte man sich dienstbar machen, um das Ziel besser zu erreichen – und würde das überhaupt gelingen, da alle wissenschaftlichen Kerndisziplinen ihre eigenen starken Kraftfelder mitbrachten. Davon hing auch die nächste Frage ab: *Welche Art Profession* wollte man sein und welche professionelle Identität würde man mithin erwerben? Konnte man sich an bekannten Professionen wie der Medizin, dem Recht, der Theologie in mehrstufiger Ausbildung, Selbstbild und Zielvorstellungen orientieren? Die Professionalisierungsdebatte, die einsetzte, zeigt, wie schwierig solche Anleihen waren, und oft wurde das neue Selbstverständnis gerade in Abgrenzung zu den genannten helfenden Professionen – vor allem der Medizin - gewonnen. Die Abgrenzung ging sogar so weit, dass man bestritt, überhaupt eine Profession sein zu wollen. Dies war und ist teilweise übrigens eine reine Binnendiskussion. Von außen wird auf einem bestimmten Differenzierungsniveau ja gerade nicht bestritten, dass die Soziale Arbeit eine Profession darstellt.

Andere Verschiebungen waren eher leise aber nachhaltig. Die Orientierung an der Genderlinie mütterlichen Helfens und hauptsächlich an der Frau als Trägerin des Berufs verschwand als akzeptiertes Moment des Selbstverständigungsdiskurses. Berufsverbände für Sozialarbeiterinnen lösten sich auf ein wirklicher Ersatz entstand nicht; als akademische Lehrer wurden meist Männer ausgewählt. Wenn man so will wurde die Ausbildung und möglicherweise auch die folgende Berufspraxis „vermännlicht“. Das fällt besonders auf und ist zu problematisieren, weil ja doch das Geschlecht der Mehrheit der Absolventen der Studiengänge nach wie vor weiblich ist und weil diese Paradoxie zwischen eher männlicher Programmatik und weiblichen Absolventen weder den Methoden und Konzepten der Sozialen Arbeit noch den Berufsinhaberinnen zugute kommt.

Bei der Besetzung der Professuren ab anfangs der siebziger Jahre wurde schlagartig deutlich, dass es ein Disziplinenproblem gibt, denn es gab keine genuin akademisch qualifizierten Sozialarbeiter, weil es die akademische Disziplin „Soziale Arbeit“ – anders als etwa „social work“ in den anglophonen Ländern – im deutschen Raum gar nicht gab. Eine Debatte um so etwas wie „Sozialarbeitswissenschaft“, was sie beinhaltet und ob es sie überhaupt geben kann oder soll, kam auf und ist seither nicht abgerissen. Für mehr als drei Jahrzehnte wurden die Professuren in der Sozialen Arbeit überwiegend mit Nicht-Sozialarbeitern aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen besetzt: Pädagogen, Soziologen, Psychologen, Juristen, Politologen oder auch Ärzten, die sich nun von Ihrer Herkunftsdisziplin her der Sozialen Arbeit zuwenden sollten. Eher zufällig hatten einige von Ihnen eine Nähe zur Sozialen Arbeit, weil sie vor ihrem akademischen Studium eine Ausbildung in der Sozialen Arbeit absolviert hatten. So genannte „lehrende Sozialarbeiter“ gab es in der Übergangszeit nur vereinzelt. Betrachtet man diese Situation, ist es wenig verwunderlich, dass in dieser kurzen Zeit kaum oder nur schwer eine disziplinäre Identität des Faches „Soziale Arbeit“ entstehen konnte, wie also hätte sich dann in der Folge eine voll-

professionelle Identität der Praxis ausbilden können? Überspitzt gesagt, die Akademisierung hat von der Praxis weggeführt und auch die im Gefolge der Studentenbewegung von 1968 heiß diskutierte Dialektik von Theorie und Praxis hat nach meiner Einschätzung die akademischen Bezugsdisziplinen kaum mit Praxis imprägniert. Somit schien die Klage der Praxis nachvollziehbar, dass in der Ausbildung der Sozialen Arbeit eine zu große Differenz zum Berufsalltag bestehe, ja, die Praxis alleine gelassen werde. Ebenso erwiesen sich die temporären Bemühungen der verschiedenen akademischen Disziplinen, sich mit der spezifischen Praxis der Sozialen Arbeit anzureichern als nicht nachhaltig. Dieser negative Trend wurde außerdem durch eine verstärkte disziplinäre Welle der Akademisierung nach dem Abebben der Formungskraft der 1968er Ideen und einer neoliberalen Ökonomisierung sowohl der Hochschulen wie der Sozialwirtschaft befördert. Erst die Einführung der gestuften Studiengänge Ende der 1990er und Anfang der Nuller Jahre, also die Möglichkeit mit einem zweiten Diplom einen adäquaten „voll-akademischen“ Studienabschluss in Sozialer Arbeit zu erwerben und sich über Promotionen auch für die wissenschaftliche Laufbahn als Sozialarbeiterin oder Sozialarbeiter zu qualifizieren, hat hier – möglicherweise - eine Wende gebracht. Das Einsetzen und die Umsetzung der Bolognareform haben - trotz aller berechtigten Kritik an dieser Programmatik - diesen Trend meiner Meinung nach verstärkt. Damit kommen nun in der akademischen Lehre auch Personen zum Zuge, die ihre primäre wissenschaftliche Sozialisation in der Sozialen Arbeit selbst erhalten haben. Umgekehrt kann sich eigentlich erst jetzt die Welt der Berufspraxis als professionelle Welt entwickeln, weil es nun wissenschaftlich ausgebildete Praktiker gibt, die sich nicht als überall nur Halbgebildete, also als Mini-Soziologen, Mini-Erziehungswissenschaftler, Halb-Juristen, Pseudo-Psychologen und so weiter zu empfinden brauchen, sondern die eine gefestigte disziplinäre Identität als Sozialarbeiter in ihre berufliche Praxis einbringen können.

Doch was zeichnet Professionelle aus? Echte Professionelle sind solche, die einen festen Halt in ihrer disziplinären Identität der Sozialen Arbeit als Wissenschaft haben und sich somit in der Praxis nicht vereinnahmen lassen von den vordergründigen Interessen der Klienten oder der Arbeitgeber und dennoch ein hohes Engagement einbringen. Eine selbstbewusste Kooperationsfähigkeit in multiprofessionellen Arbeitsfeldern ist Bestandteil der professionellen Identität der Sozialen Arbeit. Eine professionelle Identität, weiß, was sie kann und was sie unverwechselbar macht. Das heißt auch, sie weiß, was sie besser kann als andere und was sie kooperativ einbringen kann.

2. These:

Professionelle Identität ist flüchtig. Sie ist weniger etwas, was man hat als etwas, das man tut. Damit ist sie stets ein Prozess der Bewährung, in dem Verluste zu verzeichnen und Gewinne möglich sind.

Die Vorstellung einer beruflichen Ausbildung, in der ein anwendbares Wissen für bekannte Probleme vermittelt wird, passt nicht zu Professionen und sie passt nicht zur Sozialen Arbeit. Was zählt ist ja nicht ein bestimmter erlernbarer Wissensvorrat, der an den Hochschulen vermittelt worden wäre oder überhaupt vermittelt werden könnte, denn der ist möglicherweise prinzipiell gar nicht so passend oder mit einem geringeren Haltbarkeitsdatum ausgestattet, als man denkt. Es ist vor allem die Reflexionsmöglichkeit und die methodische Herangehensweise, die bei immer neu auftauchenden Problemen erforderlich ist, welches das professionelle Handeln ausmachen. Angesichts genauer Beobachtungen des Gegebenen ist *im Horizont theoretischer Bezüge und vergangener praktischer Erfahrungen* zu überprüfen, welche neuen Lösungen und Wege in Frage kommen. Dazu ist immer die lebendige und kreative Kommunikation mit den Klienten und anderen Professionellen im Feld zu führen. Dazu ist es auch notwendig, sich selbst und die bereits gemachten Erfahrungen angesichts ähnlicher Probleme ernst zu nehmen. So erwerbe ich im Prozess des miteinander Sprechens und Handelns ein professionelles Selbst, Gewissheit und professionelle Identität. Nicht für alle Zeiten, sondern bis zum nächsten Mal, bis zur nächsten Krise, bis zum nächsten Klienten, bis zur nächsten Arbeitsbesprechung. Das heißt auch: Nicht immer fühlt man/frau sich gut in der professionellen Rolle, aber wenn es klappt und man sich zum Guten und zum Besseren einbringen kann, ist die professionelle Identität aktiv und gestärkt, es entwickelt sich in vielen kleinen Schritten ein verlässlicher Boden für weiteres Handeln. Dies bedeutet automatisch auch, dass man eine selbstbewusste Haltung gegenüber anderen Professionen erringt und im Prozess gelassen – oder wenn es sein muss auch konfliktbereit - präsentiert.

3. These:

Professionelle Identität ist ein lebendiges Potential, das stets gefüttert werden will, sonst nimmt es ab oder erlischt. Dieses Potential besteht in der Spannung zwischen dem, worauf ich mich als professionell Handelnder verlassen kann und dem was ich mir von mir selbst aus zumute und von anderen zumuten lasse.

Ich bewege mich – und da unterscheide ich mich nicht vom Alltagsmenschen – in der Spannung von schon Erlebtem und noch Erlebbarem. Im Feld des beruflichen Handelns heißt das, ich erwerbe mir zunehmend eine Erfahrungsplattform, auf die ich mich verlassen kann. Aber, die beruflichen Anforderungen und Situationen ändern sich im Kleinen wie im Großen ständig. Daher besteht ein wesentlicher Antrieb meiner professionellen Identität aus dem Horizont dessen, was ich selbst wünschbar und möglich finde *und* was ich mir an Wünschen und Möglichkeiten entgegenbringen lasse. Es ist diese Spannung zwischen dem bereits Erfahrenen und dem Erhofften, die mir den Schwung gibt, mich zu verausgaben, ohne mich zu verlieren. Was ich dabei stets neu gewinne, ist nichts anderes als meine

professionelle Identität. Mit anderen Worten, professionelle Identität ist der Horizont, den ich mir erwerbe, den ich aber nie erreiche oder ausschöpfe.

Doch wie steht es mit der Wissenschaft? Diese meine professionelle berufliche Praxis, die meine professionelle Identität für mich und andere wahrnehmbar hervorbringt, konstituiert umgekehrt auch das Objektfeld einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Sie, die Praxis der Professionellen, die Praxis der Klienten, die vielfältige Praxis der gesellschaftlichen Bezüge, in denen die Soziale Arbeit steht, ist die unhintergehbare Grundlage einer Wissenschaft, die den Namen „Soziale Arbeit“ mit gelassenem Stolz tragen kann. Nicht die Disziplinen der Soziologie, der Psychologie, des Rechts, der Erziehungswissenschaften, der Medizin und so weiter schaffen aus ihrer Perspektive und Methodik das wissenschaftliche Objektfeld der Sozialen Arbeit, sondern die professionelle Praxis der Sozialen Arbeit selbst ist das legitime Zielfeld der wissenschaftlichen Zuwendung und der Ausbildung von künftigen Professionellen der Sozialen Arbeit. Nur wenn dieser Zusammenhang in allen Phasen der Wissenschaft, der Ausbildung, der professionellen Praxis und Ihrer Rückbindung an die Wissenschaft stimmt, entstehen für die Soziale Arbeit Wissenschaft und Profession sozusagen in einem Zug aneinander und erzeugen für ihre Inhaber spürbar und belastbar professionelle Identität. Auf der Seite der Hochschulen ist dieser Prozess durch entsprechende Umsetzung in der Lehre und der Forschung verantwortlich zu gestalten. Dazu braucht sie die Anregungen aus dem Praxisfeld.

Die professionelle Identität könnte angesichts ständig angetragener Probleme und objektiver Überforderungen auch eine heitere Dimension haben. So gesehen wäre dann das „wer zuletzt lacht, lacht am besten“ nicht nur ein leeres Versprechen, nachdem man schadenfroh ausgelacht wurde, sondern die heitere Gelassenheit jenseits der überkommenen Schlachten zwischen Theorie und Praxis würde selbstverständlich zur professionellen Identität der Sozialen Arbeit dazu gehören, dann bräuchte man sich nicht gegenseitig auszulachen, sondern könnte gemeinsam miteinander lachen.

Adresse des Verfassers:

Prof. Dr. Wolfram Fischer
Universität Kassel, Fachbereich Humanwissenschaften
Institut für Sozialwesen
Arnold-Bode-Str. 10
34119 Kassel
wfischer@uni-kassel.de
T: 0561-8042958